

Die beiden Dampf-Lokomotiven des Grenzexpresses schnaufen und keuchen die Steigung hinauf. Als sie langsamer werden, springt Ben Nkosinathi Masuku ab. Im Licht der tief stehenden Sonne läuft er an den Schienen entlang. Sie trennen ein Feld Sonnenblumen mit hängenden Köpfen von einer Wiese violett leuchtender Kosmeen. Das enge Schienenband verliert sich in der Weite. Staubwolken legen gelbliche Schlieren über die Landschaft, und im Hintergrund zeichnen sich die Maluti-Berge des Königreichs Lesotho ab.

Ich drücke auf den Auslöser meines Fotoapparats. Nicht nur, weil das Motiv so viel von der Abendstimmung in der südafrikanischen Provinz Freistaat einfängt. Sondern auch, weil Ben in diesem Augenblick ein ziemlich wichtiger Mann für mich ist. Er will mein iPhone suchen. Vor einer Weile ist es mir beim Fotografieren aus dem rumpelnden, alten Zug gefallen. Mitten im Nirgendwo der ausgedörrten Graslandschaft. Mittlerweile trägt man sein halbes Leben im Smartphone herum. Meines war plötzlich weg. Ben bot mir seine Hilfe an.

Eigentlich bin ich in diesen Tagen im Südafrika des Jacob Zuma unterwegs. Das ganze Land schickt sich an, gegen die Herrschaft seines Präsidenten zu protestieren. Um persönlichen Geldgebern zu Willen zu sein, hatte Zuma sein halbes Kabinett entlassen. Immer wieder wird ihm vorgeworfen, sich persönlich zu bereichern. Kürzlich hat das auch ein Gericht festgestellt. Als der Präsident neue Autos für seine Ehefrauen – davon hat er mehrere – kaufen wollte, nahm er das Geld aus dem Etat für Polizeifahrzeuge. So geht es in Südafrika, das seit mehr als 23 Jahren mehr schlecht als recht von der ehemaligen Befreiungsbewegung ANC regiert wird.

Für mich aber, ohne mein Handy, verschieben sich die Koordinaten der Aufmerksamkeit. Die Demonstrationen, zu denen im ganzen Land aufgerufen wurde, treten in den Hintergrund. Meine Hoffnung ruht auf Ben. Dabei kenne ich ihn gar nicht. Er hat gerade aus dem Fenster geschaut, als mir das iPhone aus der Hand gefallen ist,

„Ich schaue Ben hinterher, wie er die Gleise entlangläuft, um mein verlorenes Handy zu suchen, und ich staune

und mich dann angesprochen. „Keine Sorge“, hat er gesagt. „Ich kenne die Strecke und weiß, wo das Ding ungefähr liegen muss.“

Eben noch habe ich mich jämmerlich gefühlt. Nun keimt Hoffnung auf. Ich schaue Ben hinterher, wie er die Gleise entlangläuft, und staune, wie spontan hilfsbereit er ist. Das Bild eines Landes setzt sich aus ganz verschiedenen Puzzleteilen zusammen. Aus den Geschehnissen in der großen Politik. Aber auch aus den Begebenheiten des Alltags. Wenn ein mir bisher Unbekannter mein verlorenes 800-Euro-Handy sucht, ist das solch ein Puzzleteil – klein und zugleich ganz besonders.

Auch die unscheinbaren Plätze eines Landes, die einem aus häufigen Besuchen vertraut sind, tragen zum Gesamtbild bei. Obwohl Jagersfontein nur ein kleiner Flecken mitten in Südafrika ist, habe ich den Ort am Rand des „größten von Menschen gegrabenen Lochs“, wie die Eigenwerbung sagt, häufig besucht. Einst ließ die Gier nach Diamanten hier einen gewaltigen Krater entstehen. Noch heute, die historische Mine ist längst verschlossen, weht der Geist der alten Tage durch die staubigen Straßen, vorbei an historischen Fassaden mit Schattengängen und silberfar-



Nahe der Grenze zwischen Südafrika und Lesotho verläuft der Schienenstrang des Grenzexpresses.

Foto: Peter Pauls

Der Retter aus dem Grenzexpress

Wie ein Handy in Südafrika verloren geht und wiedergefunden wird und wie solche kleinen Alltagserlebnisse unser Bild von diesem packenden Land mit Leben füllen

VON PETER PAULS

benen, von Löwenköpfen gezielten Hydranten. Verwitterte Zeugen vergangenen Wohlstands. Seit 1870 wuchs Jagersfontein mit dem Versprechen schnellen Reichtums. Der Ort hatte ein eigenes Theater, eine Zeitung, Bars und Restaurants, Geschäfte, Fassaden mit viktorianischem Zierrat aus England und wenigstens ein Dutzend Kirchen. Gebaut ist Jagersfontein um einen großzügigen Park, in dessen Mitte ein mehr als 100 Jahre altes, prächtiges Rathaus steht.

Alles passé. Das historische Kattasteramt wurde von Jugendlichen niedergebrannt. Zugehängte Schaufenster künden von Leerstand. Gotteshäuser mit wunderschönen Buntglasfenstern zerbröseln förmlich. Mitten in Jagersfontein steht als Sinnbild des Verfalls ein vor Schmutz starrendes Haus mit eingeschlagenen Scheiben, das kommunale Dienstleistungen verspricht. Daneben wächst ein Abfallhaufen.

Südafrika zerfällt zunehmend: in die Welt der glitzernden Fassaden von Pretoria, Johannesburg, Durban und Kapstadt – und in die vernachlässigten ländlichen Regionen, in denen verlässlich nur klarkommt, wer autark lebt, eigenen Solar-Strom erzeugt und Wasser in Zisternen sammelt. In Jagersfontein gibt es seit Wochen nur hin und wieder Wasser, stundenweise. Wer keinen Brunnen hat, und das sind mehrheitlich die Bewohner der Schwarzen-Townships, muss sich an Bächen bedienen. Was vor Jahrzehnten zum Skandal getaucht hätte („Apartheid-Regime verweigert Schwarzen das Wasser“), das löst heute nicht mehr aus als ein Schulterzucken. Und während ein Mensch wie Ben für mich Hoffnung und Zuversicht verkörpert, steht die abgelegene Minenstadt für Niedergang und Misswirtschaft. Sehr häufig ist es auf dem Land so wie in Jagersfontein.

Das Urteil kann ich mir erlauben. Einmal im Jahr fahre ich mit meinem Johannesburger Freund

Alastair durch Südafrika. Wir mögen die Dörfer auf dem Land, kleine Geschäfte, skurrile Restaurants und die Stände, an denen Farmerfrauen selbst gemachtes Ingwerbier, Dauergebäck oder Eingewecktes anbieten. Doch immer mehr Menschen ziehen weg. Der Arzt stirbt. Die Schule und die Bankfiliale schließen, auch die Bar macht dicht. Und die Steuern steigen – für die jedenfalls, die noch Steuern zahlen.

Alastair ist Karikaturist für südafrikanische Tageszeitungen. Selbst in trüben Situationen fällt ihm etwas Originelles ein. Der dörfliche Krämerladen kann für ihn eine Theaterbühne sein, mit all seinen Charakteren. Alastair liebt Alltag – doch auch er strengt sich immer mehr an, ihm die kleinen Glanzlichter aufzusetzen. Wir sind auf der Rückfahrt nach Johannesburg und eher gedrückter Stimmung. Der Abend bricht an, als ein Spätsommer-Gewitter niedergeht. Die Schlaglöcher machen die Autofahrt zum Lotteriespiel. Wann werden wir wohl mit einem Platten liegenbleiben? Schließlich weist ein Schild uns den Weg zu einer Touristen-Hütte auf der Shaftfontein-Farm von Shani und Keith

Ward. „Können wir bei euch übernachten?“, fragen wir. Die Farmer bedauern. Nein, das alte Haus werde gerade renoviert. „Aber wir haben genügend Schlafzimmer bei uns im Haus“, sagt Keith nach kurzem Nachdenken. „Jeder sucht sich eines aus.“ Das Paar ist zum Essen eingeladen und muss weg. „Im Kühlschrank ist Bier“, ruft Keith. „Wir sehen uns dann morgen früh.“ Dann lassen seine Frau und er uns, zwei wildfremde Männer, mit allem Hab und Gut allein.

Als ich Korrespondent für Tageszeitungen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz war, in den 90er Jahren, war in den Blättern wenig Platz für Alltag, für Menschen wie die Wards oder Ben Nkosinathi Masuku. Es gab aus Afrika viel über Kriege und Massaker zu berichten. Zu viel. Dabei sind es die einfachen Menschen, die einem Land ein anderes Gesicht geben als das ihres Präsidenten. Häufig habe ich es bedauert, ihnen in der Zeitung buchstäblich keinen Raum geben zu können. Deshalb schreibe ich jetzt über sie.

Ben, der mein Handy suchen gegangen ist, oder die Wards brechen nicht die Macht eines Jacob Zuma. Aber sie zeigen, dass er nicht all-

gegenwärtig ist in Südafrika. Es sind die Perspektivwechsel, die deutlich machen, wie liebenswert Menschen sein können. Darum ist das Reisen ein so vielfältiges Erlebnis. Und es sind die harten Schnitte mit der politischen Wirklichkeit, die die Kraft einer Zivilgesellschaft umso stärker hervortreten lassen. Einer Gesellschaft, „Fürs Helfen will ich nicht bezahlt werden“, sagt Ben bestimmt. Ich muss mich ihm erklären

die mitmenschlich und offen sein kann. Was die Fernseh-Nachrichten oder der Politikteil der Zeitung transportieren, ist ein Rahmen. Doch erst mit den kleinen Erlebnissen des Alltags füllt sich das Bild.

Am Abend des Tages, an dem ich mein Handy verloren habe, sitze ich mit Alastair beim Essen. Wir sind auf der Sandstone Farm. Alle zwei Jahre findet hier, nahe dem Städtchen Ficksburg an der Grenze zu Lesotho, das Dampf-Festival statt. Dann öffnet Sandstone-Eigentümer Wilfred E. Mole für zehn Tage seine Schuppen mit zahllosen historischen Schmalspur-Lokomotiven, mit Dampf-Bussen, Dampf-Traktoren, Ochsenkarren – mit allem, was alt ist, schnauft, fährt oder auch fliegt, wie die historischen Tiger Moths. 20 Kilometer eigene Gleise gehören auch zur Farm.

Auf einmal steht Ben vor uns, verschwitzt und abgekämpft. Schon an seinem Blick, aus dem stiller Triumph spricht, erkenne ich, dass er mein Handy gefunden hat. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Ich drücke Ben die Hand, will ihm Geld geben. „Fürs Helfen will ich nicht bezahlt werden“, sagt er bestimmt. Und ich muss mich ihm erklären. Dass ich meine Dankbarkeit ausdrücken möchte; dass er mir bitte die Chance geben soll, etwas für ihn zu tun, nachdem er mir so aus der Patsche geholfen hat.

Zu Alistair und mir setzen mag Ben sich nicht. Er sei verschwitzt, sagt er, und müsse unter die Dusche. Ben ist Elektriker und mit seinem Kollegen Amos aus Johannesburg auf die Sandstone-Farm gekommen. Hier kümmert er sich um alles, was mit Strom zu tun hat. Im Grenzexpress, wo wir uns begegnet sind, hat er aus dem gleichen Grund gegessen wie ich. Er ist neugierig und fährt gerne Eisenbahn. Bis zu dem Moment, in dem mir das Handy aus dem Fenster gefallen ist.

Ben erzählt, wie es weiterging, nachdem er vom fahrenden Zug abgesprungen war. Wie er an die kleine Wegkreuzung kam, an der das Handy ins Gras gefallen sein musste. Dass dort Kinder spielten und er fürchtete, sie könnten es längst entdeckt und mitgenommen haben. Wie er es dann doch daliegen sah, in seiner schwarzen Hülle. Und wie er sich beeilte, damit er mich noch treffen und mir das iPhone zurückgeben konnte.

Dass er das teure Gerät, das für ihn den Gegenwert von wenigstens zwei Monatsgehältern hat, auch hätte behalten oder weiterverkaufen können, ist ihm offenbar nicht in den Sinn gekommen. Wir reden noch ein wenig weiter. Ich möchte mehr über Ben erfahren. Er kommt aus Bulawayo in Simbabwe. Dort lebt das Volk der Ndebele. Wie Zigtausende seiner meist gut ausgebildeten Landsleute arbeitet Ben in Südafrika. Ihre Geldtransfers nach Simbabwe erhalten dort das marode Regime des Robert Mugabe noch am Leben. Zu Hause, in Bens Heimat, warten seine Frau und ihre beiden Söhne. 14 und vier Jahre sind sie alt.

Ich bin ein wenig beschämt und hilflos, wie wenig erkenntlich ich mich ihm zeigen kann. Männer wie Jacob Zuma in Südafrika oder Robert Mugabe in Simbabwe mögen die Macht haben und die Schlagzeilen liefern. Ben aber hat mir gezeigt, wie viel Größe in einem Menschen stecken kann. Ich werde ihn nicht vergessen.

Der Freestate – Rückzugsraum für ein buntes Volk

Der Freestate (Freistaat) ist eine der landschaftlich reizvollsten südafrikanischen Provinzen. Er grenzt an das Königreich Lesotho und ist landwirtschaftlich geprägt, verfügt aber auch über Gold- und Diamantenminen. Auf der Farm „Sandstone Estates“ nahe der Grenzstadt Ficksburg, findet alle zwei Jahre das „Dampf-Festival“ statt mit historischen Eisenbahnen und dampfbetriebenen Fahrzeugen aller Art. Vielen bot die Weite des Freestate einen Rückzugsraum. Schwarzen Völkern, die um 1800 vor dem Zulu-König Shaka flohen und stockkonservativen Buren, denen Kapstadt in jener Zeit zu liberal war.



In der Neuzeit aber auch Hippies, die auf der Rustlers Valley Farm Nachbarn des „Tals der Heiler“ sind, in dem Naturheilkundige und spirituelle Führer leben. (pp)